

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon

Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon

Band: - (1974)

Artikel: Zum Rücktritt von Dr. Hans Wanner : Ansprache

Autor: Hotzenköcherle, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Rücktritt von Dr. Hans Wanner

Ansprache anlässlich der Mitgliederversammlung am 22. März 1974 von Rudolf Hotzenköcherle

Sehr verehrte Anwesende, liebe Freunde und Mitarbeiter des Schweizerdeutschen Wörterbuchs,

Unser Herr Präsident hat mich beauftragt, auf die heutige Jahresversammlung eine kleine Abschieds-Laudatio für unsren scheidenden Chefredaktor vorzubereiten. Ich fügte mich diesem Wunsche gerne, weil er eigenem Gefühl entgegenkommt.

Lieber Hans Wanner,

Du erlaubst mir wohl, die offizielle Feierlichkeit dieses Augenblicks durch das vertrauliche Du unsrer langen Bekanntschaft aufzulockern. Denn schliesslich sind es jetzt, 1974, ziemlich genau 50 Jahre, dass wir miteinander zum erstenmal die Proseminar- und Vorlesungsbänke unsres gemeinsamen Lehrers Albert Bachmann drückten: ein ganzes Erwachsenenleben, während dessen der Kontakt gelegentlich dünner werden, aber nie ganz abreißen konnte — und seit Deinem Eintritt in die Wörterbuchredaktion vor rund 30 Jahren ist er erst recht gewährleistet geblieben.

Ich denke für einen Augenblick an jene Zeit unsrer gemeinsamen Studienjahre zurück und versuche, Dich mir als Studenten vorzustellen. Und ich bin erstaunt, in dieser Rückschau einen Hans Wanner zu finden, der schon alle Grundzüge des seitherigen Hans Wanner sehr deutlich ausgeprägt zeigt: bei der ersten Begegnung und beim Näherkommen eine freundliche, in ihren äusseren Formen nie überbordende Kameradschaftlichkeit, die in ein paar glücklichen Fällen zu dauerhaften Freundschaften führte; eine unbetonte, aber im entscheidenden Augenblick immer wieder erwiesene Tüchtigkeit in allen Formen und auf allen Stufen des Beruflichen: vom Studenten-Beruf an; eine

Skepsis gegenüber großen Worten und Theorien, deren Schärfe (in der Regel) hinter einer vermutlich schaffhauserischen Schalkhaftigkeit verborgen oder durch sie gemildert blieb. Das sind Züge, die Deine spätere Tätigkeit als Mitredaktor und Chefredaktor des Wörterbuchs wohl ebenso geprägt haben, wie sie damals den Studenten prägten.

Die Laufbahn von Hans Wanner am Idiotikon braucht für die meisten Anwesenden nur in Erinnerung gerufen zu werden: 1942—1945 eine sog. «Arbeitsabrede» mit Hilfe (schon damals!) eines dreimaligen Jahresbeitrags der «Pro Helvetia»; 1945—1951 das übliche Mitarbeiterverhältnis; 1951 bis jetzt Chefredaktor. Das bedeutet, dass der Name Hans Wanner auf dem Titelblatt der Bände XI, XII, XIII des Idiotikons figuriert; seit Band XII an *der* Stelle des Mitarbeiterverzeichnisses, die in der Tradition des Idiotikons das Amt des Chefredaktors mehr andeutet als angibt oder gar hervorhebt. Ich hatte den indiskreten Gwunder, wissen zu wollen, was so ein Wörterbuchredaktor quantifizierbar leistet, und bat einen Mitarbeiter, einmal die von Hans Wanner während seiner Zugehörigkeit zum Idiotikon redigierten Artikel nach Spalten zu zählen. Es sind nahezu 2000, was bei der Dichte des Idiotikon-Satzes fünf ordentlich dicken Normalbüchern von 400—500 Seiten entspricht. Dabei sind wir uns bewusst, dass in einem solchen Werk sozusagen jedes Wort erarbeitet, d. h. belegt und überlegt sein will.

Man ist versucht, sich rückblickend zu fragen, was denn eigentlich, im Jahre 1942, die Anstellung des damaligen Englischlehrers legitimiert habe. Ich formuliere diese Frage eigentlich nur, um vergegenwärtigen zu dürfen, wie gut ausgerüstet H. W. in diese Laufbahn eintrat, — ja wie genau sein wissenschaftliches Gepäck der besondern Anlage unsres Schweizerdeutschen Wörterbuchs entsprach. Durch seine Doktorarbeit über «Die Aufnahme der nhd. Schriftsprache in der Stadt Schaffhausen» (1931) hatte er Gelegenheit gehabt, sich gründlich in die Probleme der geschriebenen Sprache des 16. bis 18. Jahrhunderts einzuarbeiten (ich habe diese Dissertation meinen eigenen Doktoranden nach Anlage und Durchführung immer als Mu-

ster empfohlen); durch die postume Herausgabe der von seinem Vater Georg Wanner geschriebenen Monographie «Die Mundarten des Kantons Schaffhausen» (1941 als Band XX der «Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik») war er in ausgiebigen Kontakt mit der lebendigen Mundart seines Heimatkantons und den Mundart-Problemen überhaupt gekommen. Geschriebene Sprache der älteren Zeit und gesprochene Sprache der Gegenwart: Das sind gerade die zwei Sprachebenen, deren fruchtbare Verbindung in einem und demselben Wörterbuch unserm Idiotikon im Kreis der übrigen schweizerischen und der meisten Wörterbücher überhaupt sein besonderes Profil gibt. So konnte sich Hans Wanner in dieser neuen Aufgabe, die zu seiner Lebensaufgabe werden sollte, gleich von Anfang an doppelt zuhause fühlen; die Kompetenz, mit der er seine Redaktionsarbeit betrieb, ist also nicht von ungefähr.

Ich habe vorhin erwähnt, dass der Chefredaktor des Idiotikons im Werk selbst als solcher nicht namentlich in Erscheinung tritt: Er ist einfach primus inter pares. Das war seit jeher so. Aber wenn man die Aera Wanner charakterisieren wollte, ist man im Rückblick auf drei Generationen geneigt zu sagen, daß sie diese Konzeption erst recht realisiert hat: Nach der ausgeprägten Führungsperiode, die mit dem Namen Albert Bachmann verbunden bleibt, und der milden Übergangsperiode Gröger erscheint die Aera Wanner als Periode eines konsequenten Kollegialität-Stils, schöner gesagt: einer ganz echten Arbeitsgemeinschaft. Mitsprache und Mitbestimmung hat unser scheidender Chefredaktor ohne große Worte im übernommenen «Herrschungsbereich» wohl fast hundertprozentig und mit einer stets liebenswürdigen Selbstverständlichkeit realisiert, lange bevor das politische Programmpunkte waren. Im Rahmen eines solchen Führungsstils war H. W. auch der geborene Vermittler zwischen extremen Temperaturen und Glätter von Spannungen — eine Aufgabe, die freilich in der ersten Hälfte seiner Amtszeit als Chefredaktor aktueller war als heute. Das alles will allerdings nicht sagen, dass diese Aera ohne Autorität war. Aber diese Autorität war eine reine Kompetenz-Autorität. Sie trat vor allem dort in Erscheinung, wo es galt, die Arbeitstradition des Werks

zu wahren: zu wissen, wie das und das Problem anzupakken sei, wie «man» jeweils dies gemacht und jenes vermieden habe. Als Ältester seiner Arbeitsgemeinschaft war H. W. in Dingen der Arbeitstechnik naturgemäß auch der Erfahrenste: Auf dieser Erfahrung und der Art, wie er sie einsetzte und weitergab, beruhte sein chefredaktoriales Gewicht.

Ich möchte diesen Rückblick nicht schliessen, ohne noch schnell zwei Tätigkeitsbereiche wenigstens gestreift zu haben, die man mit der Vorstellung des Wörterbuchredaktors nicht ohne weiteres verbindet: eine publizistische Tätigkeit ausserhalb der Wörterbucharbeit (obwohl stofflich natürlich immer mit ihr verbunden) — eine publizistische Tätigkeit, die substantielle Sachlichkeit und unaufdringliche Lesbarkeit in sympathischer Weise verbindet und die im ganzen doch umfangreicher ist als jedem Einzelnen von uns gegenwärtig — und die Tätigkeit an der Universität, wo Wanner im Rahmen regelmässig wiederkehrender Lehraufträge mit anerkannter Sorgfalt und Kompetenz viele junge Germanisten in die Arbeit am Wörterbuch und ihre Probleme eingeführt hat.

Und nun willst Du also im Hinblick auf Deine in den nächsten Tagen sich erfüllenden 69 Jahre Deinen Tätigkeits- und Herrschaftsbereich am Seilergraben 1 verlassen. Das ist Dein gutes und wohlerworbenes Recht. Aber was heißt Recht, wenn man, wie ich von wohlunterrichteter Seite höre, noch so zügig am Werk sitzt und den Jüngern sogar in Sachen Arbeitstempo immer noch ein paar Längen voraus ist? Und ein bißchen enttäuscht sind wir auch. Ich habe mir im Stillen immer vorgestellt, dass unser Chefredaktor bis zum Anfang der Wörterbuchgruppe «wann/wenn/winn/wonn/wunn» ausharren werde, um uns in seinem dannzumal letzten Artikel zu zeigen, was ein Wanner eigentlich ist: einer, der Wannen (Getreideschwingen) herstellt — oder einer, der sie usuell betätigt: in beiden Fällen ein beziehungsreicher Name, ein fast symbolischer Name für einen, der sein Leben lang damit zu tun hatte, die Spreu der irrelevanten Wortbelege vom Weizen der bedeutungsvollen zu scheiden.

Dass Hans Wanner diese wahrhaft aufopfernde Arbeit zum Wohl unseres Unternehmens und zur Ehre der schweizerischen Mundartforschung während gut 30 Jahren so unermüdlich und untadelig geleistet hat: Dafür möchten wir ihm in dieser nun doch noch etwas feierlich ausklingenden Stunde noch einmal herzlich danken.

**32 Jahre am Schweizerdeutschen Wörterbuch
Referat anlässlich der Mitgliederversammlung
am 22. März 1974 von Hans Wanner**

Mit dem Titel habe ich mich einer kleinen Übertreibung schuldig gemacht: Es fehlen noch ein paar Monate zur Vollendung des 32. Jahrs. Meine Arbeit am Idiotikon habe ich Montag, den 2. September 1942 aufgenommen, nachdem ich zwei Tage zuvor aus dem Aktivdienst entlassen worden war. Prof. Gröger, der damalige Chefredaktor, empfing mich freundlich, ebenso die weiteren Mitglieder der Redaktion, nämlich Fräulein Dr. Stockmeyer, Fräulein Dr. Suter, Dr. Saladin wie auch die Sekretärin, Frau Kaufmann. Dennoch waren meine Gefühle ziemlich gemischt. Einerseits hatte ich die Einladung, in den Dienst des Idiotikons zu treten, gerne angenommen, weil sie mich von ziemlich unerfreulichen Berufsverhältnissen befreite und weil ich glaubte, eine solche Arbeit würde meinen Neigungen und vielleicht auch meinen Fähigkeiten besser entsprechen. Anderseits war mir bewußt, daß die Hoffnung, hier befriedigende Arbeit nicht nur zu finden, sondern auch zu leisten, vorläufig ein ungedeckter Wechsel auf die Zukunft war. Um es gleich vorwegzunehmen: Ich habe den Eintritt ins Idiotikon nie bereut. Prof. Gröger wies mir den Arbeitsplatz an: Einen Tisch, der eher einem ausgedienten Küchentisch glich als einem Schreibtisch, einen Stuhl und ein Minimum an Schreibzeug. (Das war damals bei uns allgemein so.) Dann stellte er eine Schachtel vor mich hin; sie enthielt das Zettelmaterial zum Wort *Stange* mit dessen Zusammensetzungen und Ableitungen. Dazu die lakonische

Bemerkung: «Wenn Ihnen etwas nicht klar ist, so fragen Sie.» Da sah ich mich in der Situation eines Menschen, den man kurzerhand ins Wasser geworfen hat, damit er schwimmen lerne. Doch dies ist wohl die Lage eines jeden Anfängers an einem solchen Werk. Aus der Schule Albert Bachmanns brachte ich eine ordentliche wissenschaftliche Grundlage mit, dialektologische Arbeit war mir nicht völlig fremd, meine Dissertation hatte mich mit der Sprache des 16. und 17. Jahrhunderts vertraut gemacht, und schließlich kannte ich das Idiotikon recht gut, aber eben nur als Benutzer. So hatte ich wohl eine gewisse Vorstellung, wie die einzelnen Wortartikel aufgebaut sind, aber wie man dazu kommt, war mir recht nebelhaft. Dank der verständnisvollen Hilfsbereitschaft des Kollegiums, vor allem Prof. Grögers, kam dann schließlich doch etwas zustande. Aber es braucht Jahre, bis man die zahllosen ungeschriebenen Regeln beherrscht, wie Interpunktionsregeln, was man abkürzen muß und wie und was man nicht abkürzen darf, wann die Jahreszahl vor die Quellenbezeichnung zu setzen ist und wann nachher, wann man schreibt «s.» und wann «vgl.», wie Definitionen und Zwischentitel zu formulieren sind usw. Dem Anfänger scheinen viele dieser Regeln stur und schwer verständlich, und er beginnt sich dagegen zu sträuben, schlägt revolutionäre Neuerungen vor, angefangen bei der drucktechnischen Gestaltung, die ja tatsächlich nicht immer befriedigt, besonders seit das Material um ein Mehrfaches grösser ist als bei den ersten Bänden und die einzelnen Artikel damit länger. Wir bezeichnen die Angaben über die verschiedenen Lautungen eines Worts und deren Verbreitung als Formentabelle, und das ist schon ein starker Euphemismus. Da habe ich einmal versucht, daraus etwas wirklich Tabellenartiges zu entwerfen. Als ich das Ergebnis Prof. Gröger vorlegte, hatte er dafür nur ein mildes Lächeln. So tückisch diese Regeln auch sein mögen, und wenn man noch nach Jahren wieder darüber stolpert, so lernt man mit der Zeit doch, sie zu verstehen und sogar als Hilfe zu schätzen. Gewiß, der Benutzer nimmt alle diese Dinge kaum wahr, so lange sie den Regeln gemäß in Ordnung sind. Geraten sie in Unordnung, so wird er verwirrt, und zwar gerade der versierte Benutzer. So hat mich ein-

mal — ich darf den Namen wohl nennen — Prof. Hotzenköcherle fast verzweifelt gefragt, ob denn das Wort *Kilchspil* im Idiotikon wirklich fehle, er könne es nicht finden. Das zweite Glied des Worts, «Spil» hat mit «Spiel», ludus, nichts zu tun, sondern ist aus älterem *Spëll* umgedeutet und umgebildet. Deshalb suchte er mit vollem Recht einen Ansatz *Kilch-Spëll*, und einen solchen gibt es tatsächlich nicht. Zwar hat man das Wort nicht unter die Zusammensetzungen zum andern Wort *Spil*, etwa zwischen *Chegel*- und *Chinde-Spil*, sondern — soweit richtig — als besonderes Etymon fett angesetzt, aber eben als «Spil» statt als «Spëll». Die Gründe dafür sind heute nicht mehr klar zu erkennen. Das war übrigens im 10. Band und zwar in dem Teil, der noch unter der Leitung von Albert Bachmann ausgearbeitet wurde. Ein alphabetisches Stichwortregister, wie wir das im 12. Band eingeführt haben, hätte hier Abhilfe gebracht. Ein Mitglied des damaligen Leitenden Ausschusses hatte ein solches schon für den 8. Band vorgeschlagen, war aber leider damit nicht durchgedrungen.

Das alles heißt nun aber nicht, daß einzelne Verbesserungen ausgeschlossen wären, oder sagen wir statt Verbesserungen vorsichtiger Neuerungen. An einer solchen, die ich heute nicht mehr als Verbesserung gelten lasse, habe ich mich mitschuldig gemacht. Nach der ursprünglichen Regel war in mundartlichen Belegen nur dem etymologisch langen Vokal das Längezeichen aufzusetzen, diesem aber auch dann, wenn er in der betreffenden Mundart gekürzt ist. Man mußte also *Zit*, *Hüt* mit Längezeichen schreiben, obwohl man wußte, daß die betreffende Mundart *Zit*, *Hut* (mit kurzem Vokal) spricht. Gefühlsmäßig sträubt man sich dagegen, und die genannte Regel ist tatsächlich etwas problematisch. Entgegen den Warnungen von Prof. Gröger setzten wir durch, daß das Längezeichen nicht mehr gesetzt wird, wenn der Vokal im konkreten Fall gekürzt ist. Wie so oft, bietet sich auch hier ein Schiller-Zitat an: «Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.» Denn nun muß man sich immer wieder vergewissern, ob die Länge wirklich erhalten sei. Die Monographien zu Einzelmundarten, soweit solche überhaupt vorhanden sind, und selbst der Sprachatlas der deutschen Schweiz geben nur dann volle Sicherheit, wenn

sie das fragliche Wort selber als Beispiel für die Kürzung anführen; bloße Parallelfälle bieten nur einen mehr oder minder hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Der Hauptfehler jedoch lag darin, daß wir das, was ich heute als den eigentlichen Sinn jener Regel betrachte, zu wenig beachteten. Der größte Teil unseres Mundartmaterials, von Laien aufgezeichnet oder aus der Mundartliteratur geschöpft, erlaubt keine streng phonetische Transkription, ganz abgesehen davon, daß bei Beginn der Sammlung Phonetik als Wissenschaft noch gar nicht existierte. Unser System besteht daher einerseits aus grob phonetischen, anderseits aus etymologischen Elementen. Diese letztern dienen — wie die hochgestellten Buchstaben — der Identifizierung der Wörter. So verwenden wir das *ë* für das sog. germanische *ë* überall dort, wo es etymologisch hingehört, etwa in Wörtern wie *lëbe*, *sëlber*, *Bërg*, ohne Rücksicht darauf, ob es im konkreten Fall *ë* oder *ä* gesprochen wird. In analoger Weise war offenbar auch die Regel gemeint, daß nur etymologische Länge zu bezeichnen sei, diese aber in allen Fällen. Die Aufhebung der Regel hat wohl auch einige Vorteile gebracht, aber sie ist im Grunde systemwidrig.

Man wirft dem Idiotikon gelegentlich vor, es sei in mancher Hinsicht etwas veraltet. Mit Bezug auf die drucktechnische Gestaltung mag das zum Teil stimmen. Gewiß, «modern» im Sinne der neuesten Strömungen, die sich in immer kürzeren Abständen jagen, ist unser Wörterbuch nicht. Ich sehe darin keinen Nachteil. Unsere Hauptaufgabe ist die Darstellung des Wortinhalts, und diese wird noch aktuelle Grundlage der Forschung sein, wenn die gegenwärtigen Modeströmungen längst überholt sind. Wandel in den Auffassungen kann sich bei der Konzeption des Idiotikons nur in den Anmerkungen manifestieren, und dort ist er auch zu finden, so etwa von der noch auf Grimm beruhenden Vorliebe für mythologische Deutung, über die Junggrammatik zur Sprachgeographie. Im weitern darf das Idiotikon für sich in Anspruch nehmen, mindestens im Keim schon die eine und andere Richtung *ante terminum* gepflegt zu haben, so eben die Sprachgeographie oder z. B. die Sprachsoziologie. Wenn wir uns schließlich eher einer überliefernten Terminologie bedienen, so scheint mir das dem Ver-

ständnis förderlicher zu sein als die oft gekünstelte Terminologie neuester Richtungen, bei denen man oft den Eindruck hat, das terminologische System sei Selbstzweck.

Eine Hauptaufgabe des Redaktors besteht darin, dem Wortartikel eine Gliederung zu geben, in der alle Facetten des Wortinhalts zur Geltung kommen, Bedeutungen nicht bloß aneinander gereiht, sondern auch zu Gruppen zusammengefaßt werden, der zeitliche Ablauf sichtbar wird und das Ganze auch logisch einigermaßen befriedigt. Gerade das letzte macht schon deswegen Schwierigkeiten, weil die Sprache primär kein logisches Gebäude ist. In meinen früheren Jahren war ich rasch bereit, besondere Bedeutungen zu stipulieren. In letzter Zeit macht mir eher mein wachsendes Mißtrauen gegen alle scharfen Grenzziehungen im Bereich der Bedeutung zu schaffen. Und doch kann ein Wörterbuch auf solche nicht verzichten, mindestens nicht, wenn es von Anfang an so angelegt ist wie das unsere. Wenn wir den mehr referierenden Stil des Grimmschen Wörterbuchs nachahmen wollten, kämen wir schließlich vielleicht auch auf 32 Bände, und das wird niemand wünschen. — Der Übergang von einer Bedeutung zur andern vollzieht sich oft fast unmerklich. Wenn z. B. 1529 Basel an Zürich schreibt: «So ernennen wir üch . . . eynen unverlängten tag, als nemlich uff frytag allernechst künfftig nachts an der Herberg zuo Arow zuo erschinen», so bezeichnet «tag» zunächst einfach den Termin, das Datum, aber im Hintergrund steht auch schon die Vorstellung der Tagung, der Konferenz. Diese herrscht vollständig schon in einem Eintrag im Luzerner Ratsbuch von 1421: «Gedenk am montag ze nacht ein tag zuo Zürich ze leisten von der müntz wegen.» Hätte ich nun diese beiden Belege an verschiedenen Stellen unterbringen sollen, den ersten in der Abteilung «kalendarisch bestimmter Tag», den zweiten unter «Tagung», «Konferenz»? Einer strengen Logik wäre damit vielleicht Genüge getan. Mir schien es nützlicher, sie mit andern in einer größeren Gruppe zu vereinigen, um so die Entwicklung der einen Bedeutung aus der andern und auch ihr Ineinanderfließen sichtbar zu machen. Solche Entscheidungen sind für einen Wörterbuchredaktor alltägliche Dinge, die er wohl sorgfältig erwägen muß, jedoch ohne

sie als wesentliche Schwierigkeiten zu empfinden. Daneben kennt jeder von uns jene paar Belegstellen, die trotz differenzierter Gliederung eines Artikels sich nirgends natürlich einfügen wollen. Der bequeme Ausweg, sie unter dem Titel «Verschiedenes» zu versorgen, ist bei uns mit Recht verpönt. Solche Belege wechseln gewöhnlich im Verlauf der Arbeit wiederholt ihren Platz, bis der Redaktor schließlich ihnen notgedrungen einen definitiven anweist mit entsprechendem Zusatz, der dem Leser die Unsicherheit des Entscheids nicht verheimlicht.

In solchen Fällen — wie in vielen andern — findet der Redaktor eine gewisse Beruhigung darin, daß er nicht allein auf sich selber gestellt ist. Die Manuskripte werden von allen seinen Kollegen gelesen und mit freimütigen Bemerkungen und Verbesserungsvorschlägen versehen. In den sog. Korrektur-Sitzungen versuchen wir, miteinander die beste Lösung zu finden. Es ist mir eine besondere Genugtuung, daß nie ein Redaktor sich einer besseren Einsicht verschlossen oder daß das begründete Festhalten des Verfassers an seiner Meinung zu einer Verstimmung geführt hat.

Zu unsern Aufgaben gehört auch die Beantwortung von Fragen, die uns von Außenstehenden gestellt werden. Das beansprucht wohl Zeit, ist aber zugleich eine wertvolle Gelegenheit, den Nutzen unseres Wörterbuchs ins Licht zu rücken. Bei den Fragestellern lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: Solche, die wirklich Auskunft und Belehrung wünschen, und andere, die eine Bestätigung ihrer mehr oder minder ausgefallenen Ideen haben möchten. Vor vielen Jahren hat mir ein linguistischer Laie ein Manuskript vorgelegt, dessen Hauptteil in einem Wörterverzeichnis der Hallauer Mundart bestand, so wie er und seine Mitarbeiter sie aus ihrer Jugend kannten, soweit also eine durchaus verdienstliche Arbeit. Leider hatte er den unglücklichen Ehrgeiz, dem Buch einen sprachwissenschaftlichen Teil voranzustellen. Darin hatte er aus der Monophthongierung von altem *ei* zu *ā*, also etwa *brāt*, «breit», *hāß*, «heiß», eine enge Beziehung der Hallauer Mundart zum Altnordischen und Altenglischen konstruiert. Ich habe so schonend wie möglich versucht, ihm das auszureden, habe

aber nachher nie mehr direkt etwas von ihm gehört. Das Buch ist dann erschienen, und dem Vorwort ist zu entnehmen, daß er sich an Prof. Zinsli gewandt hat, der dann doch das Schlimmste verhüten konnte. Auch mit denen, die wirklich Auskunft wünschen, hat man es nicht immer leicht. Ein Rechtshistoriker — er wirkt heute an einer ausländischen Universität — kam vor Jahren zu mir mit einem Text, in dem ihm der Ausdruck «ein halb sewes» Mühe machte. «Sewes» müsse doch eine Maßbezeichnung sein, meinte er, aber er finde keine solche im Idiotikon. Begreiflicherweise. Zuerst las ich ihm die Stelle mit der Betonung «ein halb s̄ewes» und erklärte, «sewes» sei der Genitiv von See und «einhalb» sei soviel wie «ennethalb», der Ausdruck bedeute also «jenseits des Sees». Schon das schien er mir nicht abzunehmen. Als ich dann gar noch seinem Einwand, in jener Gegend liege gar kein See, damit begegnete, dafür sei dort ein großer Sumpf, ein solcher könne bei hohem Wasserstand das Aussehen eines Sees haben und darum gebe es viele Flurnamen für Sümpfe, die das Wort See enthalten, da verzichtete er auf eine weitere Diskussion mit mir. Daß sein Text überhaupt keinen Sinn ergibt, wenn man eine Maßbezeichnung einsetzt, schien ihn nicht zu stören. Aus einer Fußnote des publizierten Werks habe ich erfahren, daß er nachher die Frage Prof. Hubschmied vorlegte, der ihm natürlich dieselbe Auskunft gab. Sie sehen aus diesen beiden Beispielen, wie nachdrücklich der Titel Professor die Glaubwürdigkeit seiner Träger erhöht.

Fragestellern, denen es aus irgendeinem Grund nicht zuzumuten ist, das Idiotikon zu benutzen, geben wir selbstverständlich auch dann Auskunft, wenn sie dem Wörterbuch ohne besondere Schwierigkeit zu entnehmen wäre. Anders verhält es sich, wenn die selbe Person wiederholt derartige einfache Fragen an uns richtet, weil es offenbar bequemer ist, der Sekretärin ein paar Zeilen zu diktieren, als das Wörterbuch selber nachzuschlagen. In solchen Fällen scheint mir der von uns geforderte Zeitaufwand mit unserer Hauptaufgabe nicht mehr vereinbar zu sein. So habe ich dem Briefkastenonkel von Radio Basel auf sich häufende derartige Anfragen schließlich wohl noch die gewünsch-

te Auskunft gegeben, aber beigefügt, das Idiotikon werde mit großen Kosten gedruckt, damit der Interessierte sich selber Auskunft holen könne, und wenn Radio Basel die Anschaffung nicht vermöge, gebe es in Basel auch Bibliotheken; falls er trotz seinem Bemühen nicht zu Rande kommen sollte, seien wir auch weiterhin zu Auskunft bereit.

Einmal hatte ich für das Bezirksgericht Zürich in einem Ehrverletzungsprozeß ein linguistisches Gutachten zu erstatten. Im «Nebelpalter» erschienen damals regelmäßig Glossen in Churer Dialekt unter dem Titel «*Em Hitsch si Meinig*». In einer solchen war der Ägypter Kamil, der zu jener Zeit unliebsames Aufsehen erregt hatte, als *Waffeschieber* bezeichnet worden, worauf er Klage gegen den Verfasser einreichte. Ungeschickterweise wollte sich der Beklagte damit verteidigen, in der Churer Mundart bezeichnete *Waffeschieber* einfach einen Waffenhändler ohne ehrenrührige Komponente. Das konnte ich freilich nicht bestätigen, so gern ich dem Beklagten zu Hilfe gekommen wäre, da er mir immerhin sympathischer war als jener Kamil. «Schieber» als Benennung für einen, der dunkle Geschäfte treibt, meist schon jenseits der Grenze des Legalen, ist im Verlauf des Ersten Weltkriegs aus Deutschland zu uns gekommen und wurde von den Zeitungen schlagartig im ganzen Gebiet verbreitet. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzzeit, wie das Wort plötzlich in aller Munde war. In solchen Fällen ist es durchaus unwahrscheinlich, daß in relativ kurzer Zeit sich lokale Bedeutungsdifferenzierungen ausbilden. Ich habe dann in Zürich und Umgebung rund 20 Personen verschiedenen Alters und verschiedener Berufe gefragt. Das Ergebnis war eindeutig: Für alle hatte *Waffeschieber* einen ausgesprochen tadelnden Sinn. Zwar haben einige *Waffeschieber* tatsächlich mit *Waffehändler* gleichgesetzt, aber nur solche, die jeglichen Handel mit Waffen als unmoralisch verurteilten. Auch diese meinten mit dieser Gleichsetzung vielmehr die Sache als die Wörter. So antwortete einer: Waffenschieber und Waffenhändler sei für ihn das gleiche, «aber Waffenhändler ist ein schöneres Wort dafür». Und ein anderer — es war noch vor Ausbruch des Bührle-Skandals —: «Ein Waffenschie-

ber — das ist so einer wie der Bührle, aber das darf man natürlich nicht sagen.» Der Prozeß ist nie entschieden worden; der Tod des Angeklagten kam dem Urteil zuvor.

Es soll einmal einer gesagt haben, Wörterbucharbeit sei Sträflingsarbeit. Ich weiß nicht, an was für einem Wörterbuch dieser Mann gearbeitet hat. Gewiß, auch bei uns gibt es uninteressante Arbeiten. Aber im ganzen kann ich mir nicht leicht eine Arbeit vorstellen, die mehr und dauerndere Abwechslung böte als die unsere. Der Lehrer muß — bestenfalls — alle 2 bis 3 Jahre denselben Stoff behandeln, vom Arbeiter am Fließband ganz zu schweigen. Wiederholung wirklich identischen Stoffs gibt es im Wortschatz nicht. Wohl haben wir Wörter gleicher Bildungsweise, ähnlichen Lautcharakters, ähnlicher oder sogar gleicher Bedeutung und auch ähnlicher Bedeutungsentfaltung. Dennoch hat jedes Wort seine eigene Individualität, die als solche erkannt und dargestellt werden will. Auch die Sinnzusammenhänge, d. h. die Belegstellen, bringen überreiche Abwechslung. Da wird man von der Speise zur Theologie, vom Kleidungsstück zum Rechtswesen, von einem Gerät zur Botanik geführt usw., und nicht selten in einem einzigen Artikel. Persönlich bietet mir diese überreiche Fülle der Sachen, die hinter den Wörtern stehen, eine Bereicherung. Als Redaktor fühle ich mich dagegen oft überfordert, und ich sehe darin auch eine Gefahr, mich als Alleswissen aufzuspielen. Da finde ich es nützlich, mich an einschlägige volkstümliche Redensarten zu erinnern, z. B. die: *de Herr Pfarrer weiß alles und de Sekundarlärer alles besser*, und dabei zu bedenken, daß ich weder das eine noch das andere bin. Nehmen wir als Beispiel die volkstümlichen Pflanzennamen. Wenn unsere Angaben von einem eigentlichen Fachmann oder einem seriösen Amateurbotaniker stammen, dann darf man ihnen ohne weiteres trauen. Sonst aber wird man die oft sich widersprechenden Angaben wohl anführen, jedoch sich vor Augen halten, daß der sog. Volksmund sehr oft den gleichen Namen braucht für Pflanzen, die ähnlich aussehen, botanisch aber durchaus verschieden sind. Auskünfte eines Fachmannes können in manchen Fällen zur Klärung verhelfen, sofern man sich zuvor sorgfältig überlegt hat, ob eine Frage an ihn für unsere Zwecke

sinnvoll sei. Beim Wort *Mältau* habe ich mir von einem anerkannten Weinbaufachmann den Unterschied zwischen echtem und falschem Mehltau erklären lassen. Es wäre aber zwecklos gewesen, von ihm erfahren zu wollen, was unsere alten Quellen unter «Mehltau» verstehen. Sicher ist einzig, daß es nicht der falsche Mehltau sein kann, weil dieser erst im letzten Jahrhundert aus Amerika eingeschleppt wurde. Ebenso geht aus unserem historischen Material deutlich hervor, daß früher verschiedene Pflanzenkrankheiten als «Mehltau» bezeichnet wurden; eine genauere Bestimmung ist nicht möglich. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Schriften zur Schaffhauser Volksbotanik von Georg Kummer erwähnen, aus einem sachlichen und einem persönlichen Grund. Sachlich: Weil ich diese Schriften für das schönste halte, was ich auf diesem Gebiet kenne. Persönlich: Weil ich es Georg Kummer, damals Sekretär der Schaffhauser Erziehungsdirektion, zu verdanken habe, daß der Kanton Schaffhausen die Druckkosten für die Arbeit meines Vaters über die Mundarten des Kantons Schaffhausen übernahm, was mir erst die Herausgabe des hinterlassenen Manuskripts ermöglichte. Die Schrift ist dann nachträglich auch noch als Bd. 20 der «Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik» erschienen. Ich vermute wohl zu Recht, daß diese Herausgebertätigkeit nicht unweentlich dazu beigetragen habe, daß ich in den Dienst des Idiotikons gerufen wurde.

Nach diesem biographischen Exkurs komme ich zurück auf unser naturgemäß beschränktes oder gar mangelndes Wissen auf uns fremden Sachgebieten. Da gibt es nur eine redliche Lösung: Auf nur scheinbare Präzision verzichten und sich an das halten, was aus dem Material mit einiger Sicherheit herauszulesen ist. Wir haben die Genugtuung erlebt, daß diese Haltung von einsichtigen Vertretern anderer Fachgebiete honoriert wird. An der Mitgliederversammlung 1953 hielt der Rechtshistoriker Hans Fehr (Bern) einen Vortrag über «Das Schweizerdeutsche Wörterbuch im Spiegel der Rechtsgeschichte». (Der Vortrag ist abgedruckt im Bericht über das Jahr 1955.) Darin zitierte Prof. Fehr zum Schluß ein Urteil über das Idiotikon, das er sich von Prof. Otto Gönnenwein, Heidelberg, dem damaligen

Leiter des Deutschen Rechtswörterbuchs erbeten hatte. Da heißt es: «Gerade für uns ist es ein Vorzug, wenn manche Wörter juristisch etwas unpräzis gedeutet werden. Eine starke begriffliche Zuspitzung im Rechtlichen bringt uns gelegentlich auf falsche Fährten. Deshalb ist uns das rechtlich Farblose immer lieber als das apodiktisch angeblich Eindeutige. Wir müssen ja versuchen, den Rechtsgehalt eines Wortes auszuschöpfen. Ein allgemeines Wörterbuch braucht das nicht zu tun. Ja, es soll es nicht tun! Dem Juristen wird auch da nichts vorweggenommen und vorwegentschieden, wo es sich um reine Rechtswörter handelt.» Soweit das Urteil von Otto Gönnenwein. Dem möchte ich nur beifügen, daß es nach meiner Erfahrung «reine Rechtswörter» kaum gibt, wohl aber solche, die ursprünglich aus der Rechtssphäre stammen, dann ihren Bedeutungsumfang erweitert haben, einzelne bis zum Allerweltswort wie «Ding» und «Sache», oder solche, die aus anderer sachlicher Herkunft zusätzlich eine spezifische Rechtsbedeutung erlangt haben.

Zum Schluß noch ein kurzer Rückblick auf die vergangenen 3 Jahrzehnte. In dieser Zeit hat sich mancher Wandel vollzogen, etwa von jenem Zustand, da man als Idiotikon-Redaktor ohne einträglichen Nebenverdienst nicht auskommen konnte, zu den heutigen geordneten Besoldungsverhältnissen, oder vom jährlichen Kampf um den Bundesbeitrag bei der Budgetberatung zu den für jeweils 10 Jahre verbindlichen Bundesbeschlüssen über die «Unterstützung der nationalen Wörterbücher» und nun zur Unterstellung unter den Nationalfonds. Da möchte sich mir wieder ein Schiller-Zitat aufdrängen: «Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben.» Doch das wäre von mir allzu egoistisch gedacht. So erinnere ich lieber an ein Sprichwort, das sich in unsren regelmässig wiederkehrenden Finanzkrisen bewahrheitet hat: «Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten.» Freilich ist diese Hilfe nicht einfach als Geschenk vom Himmel gefallen, sondern ist den unermüdlichen Bemühungen unseres Quästors zu verdanken. In meine Zeit am Idiotikon fiel die Gründung Ihres Vereins und die Umbenennung des «Leitenden Aus-

schusses» in «Vorstand». Ich habe drei Präsidenten erlebt, Mitglieder des Vorstandes kamen und gingen, zwei haben mich über alle Jahre hinweg begleitet: Die Herren Prof. Hotzenköcherle und Prof. Wehrli. In der Redaktion sind altershalber relativ kurz hintereinander ausgetreten Prof. Gröger, Frl. Dr. Stockmeyer, Dr. Saladin und Frl. Dr. Suter, die einzige noch Überlebende. Es freut mich ganz besonders, sie heute in unserm Kreis zu sehen. Frau Kaufmann — auch sie zu meiner Freude heute bei uns — wurde als Sekretärin nach zwei kurzen Zwischenspielen abgelöst durch Frl. Zwyßig. Beide haben neben ihren offiziellen Pflichten mit nie erlahmendem Helferwillen die Redaktion betreut. Neue Redaktoren sind gekommen: Dr. Meyer, der uns leider wieder verlassen hat, Dr. Dalcher, Dr. Trüb, Prof. Bandle, der leider nur wenige Jahre sich dem Idiotikon widmen konnte, und dann nach langer Pause Dr. Ott und Dr. Hammer. Der 11. Band war etwa bis zu einem Drittel gediehen, als meine Mitarbeit begann. Jetzt konnte ich wenigstens noch eine umfänglichere Artikelgruppe zum 14. Band beisteuern. Das ist weniger, als ich einst gehofft hatte. Doch ich glaube, dafür kein «Reuebekennnis» schuldig zu sein. Das Stichwort «Unterbesetzung der Redaktion», das sich mit unschöner Regelmäßigkeit durch fast alle Jahresberichte hindurchzieht, darf ich wohl als genügende Entschuldigung betrachten. Nicht umgehen dagegen kann ich die Gewissensfrage, ob ich die Erwartungen einigermaßen erfüllt habe, die man anscheinend in mich gesetzt hatte. Prof. Gröger sagte damals, als mir seine Nachfolge übertragen wurde, zu mir: «Das Administrative kannst du ja mindestens so gut wie ich, mit dem andern wird man halt sehen müssen.» Das Wort war nicht bös gemeint, aber es hat mir doch einen heilsamen Stachel zurückgelassen. Nun, im Administrativen glaube ich nichts Wesentliches versäumt oder verunschickt zu haben. Freilich weiß ich, daß ich meine jüngeren Kollegen oft enttäuscht habe, wenn ich auf ihre — meist durchaus nützlichen — Anregungen nur sehr bedächtig reagierte. Als Wörterbuchmann darf ich wohl daran erinnern, daß «bedächtig» eigentlich heißt «etwas bedenkend», zugegeben mit dem Nebenbegriff der Langsamkeit.

Was hingegen «das andere» betrifft, nämlich die wissenschaftliche Seite, muß ich das Urteil Ihnen überlassen. Sollte es mir gelungen sein — und ich bilde es mir auch ein wenig ein — dem Werk seine anerkannte Höhe zu erhalten und seinen Fortgang nach Maßgabe der Umstände zu fördern, dann verdanke ich es dem Vertrauen des Vorstands, das er mir erst auf Vorschuß entgegengebracht und dann durch alle Jahre hindurch bewahrt hat, und ganz besonders der weit mehr als nur loyalen Zusammenarbeit meiner Kolleginnen und Kollegen, der früheren wie der jetzigen. Ich weiß ihnen dafür nicht besser zu danken als dadurch, daß ich bezeuge, daß dieses Vertrauen und diese Zusammenarbeit mein schönstes Erlebnis am Idiotikon sind und bleiben werden.

Bibliographie Hans Wanner

Von Hans Wanner bearbeitete Artikel im Idiotikon

Bd XI	1084—1141	<i>Stang</i> — <i>Stinkis</i>
	1143—1151	<i>Stanz</i> — <i>Stüppich</i>
	1191	<i>Stips</i> — <i>gestüps</i>
	1215—1240	<i>Stier II</i> — <i>instieren</i>
	1477—1547	<i>Starkel</i> — <i>Stuornung</i>
	2048—2153	<i>Straden</i> — <i>Strejen</i>
	2311—2368	<i>Gesträp</i> — <i>striessen</i>
Bd XII	40— 104	<i>Tabak</i> — <i>Täuber II</i>
	116— 129	<i>Tobal</i> — <i>Döbisser</i>
	750—1090	<i>Tag</i> — <i>tagtäglich</i>
	1441—1624	<i>Teil</i> — <i>Teilschaft</i>
	1929—1951	Schlußredaktion Register
Bd XIII	290— 460	<i>tuen</i> — <i>Tüener</i>
	607— 721	<i>Dank</i> — <i>Rōsentinktur</i>
	911— 996	<i>Getäp</i> — <i>Diptam</i>
	1201—1238	<i>Getir</i> — <i>Tētieren</i>
	1296—1345	<i>Dür</i> — <i>türlich</i>
	1511—1560	<i>dörfen</i> — <i>Dürftigkeit</i>
	1617—1714	<i>tärnolocht</i> — <i>Torzen</i>
	1796—1851	<i>Disser</i> — <i>ertüsseren</i>
	1872—1881	<i>Z(e)abend-Täschen</i> — <i>Zitungstäschli</i>
	1965—1975	<i>Diskant</i> — <i>undisputierlich</i>
	2012—2114	<i>Tät I</i> — <i>zuetütlen</i>
	2214—2246	<i>Tawolaz</i> — <i>zesämendūwen</i>
Bd XIV	44— 167	<i>Trab I</i> — <i>tribis</i>
	167— 182	<i>Trib</i> — <i>getriblet</i>

Außerhalb des Idiotikons publizierte Arbeiten

Die Aufnahme der neuhochdeutschen Schriftsprache in der Stadt Schaffhausen. Diss. Zürich. Immensee 1931.

Woher kommt unser Deutsch? Frauenfeld 1942. 7. Aufl. 1972.

Von unserer Soldatensprache. Schweiz. Archiv für Volkskunde 42 (1945), 179—192; auch (mit kleinen Ergänzungen) Sprachspiegel 3 (1947), 101—109.

Das Schweizerdeutsche Wörterbuch. Heimatschutz 41 (1946), 25—27.

Was bedeutet der Name *Schaffhausen*? Neue Zürcher Zeitung 1946, Nr. 517 (26. März).

Zur Deutung des Wortes «gestryfft» in der Flugschrift «Der gestryfft Schwitzer Baur». Zeitschrift für schweizerische Geschichte 30 (1950), 265—266.

Aus der Werkstatt des «Schweizerischen Idiotikons». Hundenaamen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Festschrift für Ernst Ochs, Lahr 1951, 219—223.

Von Strümpfen und Straßen. Plauderei über Heft 139 des Schweizerdeutschen Wörterbuches. Sprachspiegel 8 (1952), 129—133 und 145—152.

[Besprechung von] Friedrich Maurer, Nordgermanen und Alemannen... 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern 1952. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 3 (1953), 270—271.

Das Schweizerdeutsche Wörterbuch. Orbis, Bulletin International de Documentation Linguistique 4 (1955), 501—513.

[Besprechung von] Hans Trümpy, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert... Basel 1955. In: Schweiz. Archiv für Volkskunde 51 (1955), 253—257.

Haben unsere Mundarten noch einen Sinn? Der Staatsbürger, Zeitschrift für politische Bildung und Aufklärung 40 (1956), 106—108 und 158—161.

Kritik am Aberglauben in einem alten Luzerner Kalender. Schweizer Volkskunde, Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde 46 (1956), 11—14.

Mundartforschung und Mundartpflege. Sprachspiegel 13 (1957), 65—79.

[Besprechung von] Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein... 1. und 2. Lieferung (*a* bis *bevogen*). Wien 1955/6. In: Zeitschrift für Mundartforschung 25 (1957), 124—126.

Zu Heinrich Bullingers St.-Niklaus-Sprüchen. Zwingiana 10 (1958), 579—580.

Geleitwort zur Erinnerungsschrift für Dr. Guntram Saladin 1887—1958. Heimatklänge, Kulturelle Beilage zu den Zuger Nachrichten, Zug 1959. Auch SA.

Das sog. historische Material in landschaftlichen Mundartwörterbüchern. *Zeitschrift für Mundartforschung* 27 (1960), 129—143.

[Besprechung von] *Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein . . . 3. und 4. Lieferung (Bewachs bis dulden)*. Wien 1957. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 27 (1960), 64.

Aus der Geschichte des Schweizerdeutschen Wörterbuchs. *Neue Zürcher Zeitung* 1962, Nr. 4290 (4. Nov.), auch (erweitert) SA.

Die Beziehungen zwischen den Brüdern Grimm, ihrem Wörterbuch und der schweizerdeutschen Dialektlexikographie. *Brüder-Grimm-Gedenken* 1963 (= *Hessische Blätter für Volkskunde* 54), 435—450.

Wortpaare vom Typus *recken : strecken* im Schweizerdeutschen. *Sprachleben der Schweiz* (Festschrift Rudolf Hotzenköcherle), Bern 1963, 133—140.

Zum Gedenken an Albert Bachmann 1863—1934. *Sprachspiegel* 19 (1963), 166—167.

[Besprechung von] *Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch. I. Österreich. Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich . . .* bearbeitet von Viktor Dollmayr und Eberhard Kranzmayer [u. a.]. 1. Lfg. (Vorwort, Einleitung, *A* bis *Achtung*), Wien 1963. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 31 (1964), 374—378.

Von unseren Siedlungs- und Flurnamen. In: *Hedingen* 1964, 2—7 und Karte.

[Besprechung von] Jost Trier, Venus. *Etymologien um das Futterlaub*. Köln-Graz 1963. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 32 (1965), 366—369.

Schweizerisches Idiotikon [Arbeitsbericht]. *Zeitschrift für Mundartforschung* 32 (1965), 109—110.

«Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.» *Sprachspiegel* 22 (1966), 43—46 (Festnummer für Paul Zinsli).

[Besprechung von] Pfälzisches Wörterbuch. Begründet von Ernst Christmann, bearbeitet von Julius Krämer . . . Bd 1, Lfg. 1—3 (*A* bis *Axtöhr*), Wiesbaden 1965. In: *Rheinische Vierteljahresblätter* 31 (1966/67), 483—485.

Zu Zwinglis Psalmenübersetzung (zu *Tüβeler*). *Zwingliana* 13 (1970), 231—233.

Das Mundartmaterial des Schweizerdeutschen Wörterbuchs. *Festschrift für Paul Zinsli*, Bern 1971, 62—70.

Editionstätigkeit

Georg Wanner, *Die Mundarten des Kantons Schaffhausen. Laut- und Flexionslehre*; herausgegeben von Hans Wanner. Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik Bd XX, Frauenfeld 1941.

Mitherausgeber von *Sprachleben der Schweiz* (Festschrift Rudolf Hotzenköcherle), Bern 1963.

Linguistische Mitarbeit an der Ausgabe von Huldreich Zwinglis *Sämtlichen Werken*, Bd VI 1 (1961), XIII (1963), VI 2 (1968).